

Ein Gewinnerbeitrag aus dem diesjährigen Schreibwettbewerb

Der nachfolgende Text „Ich bin es, das Vorurteil“ von Emilie (10. Klasse) wurde mit dem 3. Platz in der Kategorie 10.-12. Jahrgangsstufe des Schreibwettbewerbs ausgezeichnet, der zum vierten Mal vom Ressort Bildung des Erzbischöflichen Ordinariats durchgeführt wurde.

Die Jury bestand aus dem Wahlkurs Kreatives Schreiben vom Wilhelmsgymnasium München.

Ich bin es, das Vorurteil

Wenn man ChatGPT fragt, was die größte Mauer der Menschheit ist, bekommt man folgende Antwort:

Die größte Mauer der Menschheit ist die Chinesische Mauer.

- Länge: Ursprünglich über 21.000 km
- Alter: Über 2.300 Jahre alt (Bau begann im 7. Jahrhundert v. Chr.)
- Zweck: Schutz vor Invasionen, insbesondere durch Nomadenvölker aus dem Norden

Doch das entspricht nicht der Wahrheit.

Ich bin die größte Mauer der Menschheit. Ich bin unsichtbar und doch unüberwindbar.

Ich stehe zwischen den Menschen, trenne, was ursprünglich zusammengehört.

Ich bin es, das Vorurteil.

Mein Fundament wurde aus Angst und Unwissen errichtet, aus Misstrauen und Hochmut.

Ich wuchs, genährt durch Ignoranz, bis ich die Welt in feindliche Lager spaltete.

Dabei wäre es so einfach, mich zu zerstören – ein Gespräch, eine ausgestreckte Hand, ein offenes Herz.

Doch die Menschen klammern sich an mich, aus Stolz, aus Bequemlichkeit. Ihr glaubt mir nicht? Dann lasst es mich euch zeigen ...

Lara ist gerade 18 geworden und für ihr Kunststudium nach München gezogen.

Endlich raus aus dem kleinen Dorf, endlich eintauchen in die große weite Welt. München mag mit seinen 1,5 Millionen Einwohnern nicht die größte Metropole sein, doch für sie ist es eine andere Welt – voller, vielfältiger, verlockender.

Und was noch wichtiger ist, für sie ist es ein Neuanfang.

Weit weg von zu Hause, obwohl sie das Haus ihrer Eltern wohl nicht mehr so nennen darf, seit sie sie rausgeworfen haben, nur weil sie Frauen liebt und keine Männer.

München ist ihre Chance, endlich die zu sein, die sie immer sein wollte, aber nie konnte.

Doch eines stört sie: die Schickeria, die Oberschicht der Gesellschaft, bestehend aus Reichen und Möchtegern-Elitären.

So wie der Mann vor ihr in der Schlange. Er beachtet die Bedienung nicht, als sie ihm seinen Kaffee reicht, hält nur starr sein iPhone 15 vor sich. Seine Rolex blitzt im Licht, sein Anzug ist makellos, höchstwahrscheinlich teurer als Laras gesamte Monatsmiete. Seine Haltung, stolz und erhaben, als hielte er sich für etwas Besseres.

„Bonzenkind“, denkt sie. „Der musste sicher nie arbeiten. Alles geerbt. Eine Firma von Papa, eine Villa in Grünwald, dreißig Autos in der Tiefgarage.“

Was Lara nicht weiß ...

... Noah war nie privilegiert. Er hatte eine schwere Kindheit. Als Legastheniker kämpfte er in der Schule um jede Note. Seine Lehrer hielten ihn für faul, seine Eltern für dumm. Wenn er mit schlechten Noten nach Hause kam, erwartete ihn kein aufbauendes Gespräch, sondern eine Tracht Prügel. Seine Mitschüler verspotteten ihn, weil er schwächling war, sich nicht wehren konnte. Doch er gab nicht auf. Gott gab ihm die Kraft, weiterzumachen.

Unter seinem Hemd trägt er ein kleines Holzkreuz, nichts Wertvolles. Wirklich wertvoll, aber eben nur für ihn. Es erinnert ihn an jeden Moment, in dem er mehr geben musste als alle anderen. Es ist dasselbe, dass er schon seit der Grundschule trägt. Er hat es von dem einzigen Menschen bekommen, der ihn je unterstützt hat, seiner Großmutter. Immer wenn er zweifelt, berührt er es in einer unauffälligen Geste, um so Kraft zum Weitermachen zu schöpfen.

Heute hat er einen gut bezahlten Job – nicht durch Beziehungen, sondern durch harte Arbeit.

Vor einigen Monaten ist seine Großmutter verstorben und er versteht nicht, wie Gott so etwas zulassen kann. Es gibt so viele schlechte Menschen auf der Welt, warum also gerade der Mensch, den er am meisten liebte?

Oft hat er Angst nicht gut genug zu sein, denn warum sonst sollte Gott so etwas tun? Deshalb sieht er ständig auf sein Smartphone, trägt vornehme Kleidung und ist immer zehn Minuten früher in der Arbeit als seine Kollegen. Auch jetzt sieht er wieder auf seine Armbanduhr und eilt direkt, nachdem er von der Bedienung seinen Coffee-to-go entgegengenommen hat, zurück in sein Büro, um ein weiteres Mal die Unterlagen der Bewerber durchzugehen, bevor gleich die Gespräche mit diesen beginnen.

Als er die Dokumente zu dem ersten Kandidaten durchsieht, fällt ihm etwas auf: Die Qualifikationen sind beeindruckend, das Arbeitszeugnis makellos – doch dann bleibt sein Blick an einem Namen hängen: „Ahmad Rahmani.“

Es klopft an der Tür. „Herein“, sagt Noah. Ein Mann mit olivfarbener Haut tritt ein, sein dunkler Schnurrbart ist akkurat gestutzt, seine braunen Augen freundlich. Er lächelt höflich, doch bevor er auch nur ein Wort gesagt hat, hat Noah sein Urteil gefällt.

„Er passt nicht in unser Team. Isst sicher viel zu viel Knoblauch, trinkt keinen Alkohol, will uns am Ende noch zum Islam bekehren.“

Was Noah nicht weiß ...

... Ahmad ist hier geboren, spricht perfektes Deutsch und ist Christ genau wie er.

Er hat eine tadellose Arbeitsmoral. Sein Glaube lehrt ihn Fleiß, Ehrlichkeit und Respekt. Doch er hat gelernt, dass Menschen über ihn urteilen, bevor sie ihn überhaupt kennen.

Die Herkunft seiner Großeltern – einst Flüchtlinge aus dem Libanon – haftet ihm an wie ein unauslöschlicher Makel.

Als er das Büro verlässt, weiß er, dass auch das wieder eine Absage werden wird, wie die letzten Bewerbungsgespräche der vergangenen Wochen.

Er seufzt. Gott gibt ihm die Kraft, weiterzumachen, aber an Tagen wie diesen fällt es ihm schwer.

Schon immer musste er gegen seine Herkunft ankämpfen, doch er ist es leid zu kämpfen. Warum sollte er auch?

Egal wie viele Steine man ihm in den Weg gelegt hat, er hat jeden von ihnen beiseite gehievt und weitergemacht, doch die Menschen finden immer wieder neue Gründe, um ihm zu misstrauen.

en, sich selbst vorzulügen, dass es besser so ist und sie nicht aus rassistischen Gründen gehandelt haben.

Um seine Gedanken zu ordnen, geht er in den Park. Der Kies knirscht leise unter seinen Schritten, doch in seinem Kopf ist es laut. Er setzt sich auf eine Bank. Neben ihm sitzt eine alte Frau, schätzungsweise 85 Jahre alt.

Ahmad bemerkt, wie sie ihre Handtasche fester umklammert. „Natürlich“, denkt er bitter. „Sie hält mich für einen Kriminellen.“

Was Ahmad nicht weiß ...

... Frau Aydin umklammert ihre Handtasche nicht aus Angst, sondern aus Liebe.

Es ist das letzte Geschenk ihres verstorbenen Mannes, der auf genau dieser Bank vor 60 Jahren um ihre Hand anhielt.

Er war ein Gastarbeiter aus der Türkei, sie eine junge Deutsche. Ihre Eltern waren gegen die Beziehung, doch für sie war nur eines wichtig: Liebe kennt keine Grenzen.

Sie heirateten, christlich und muslimisch, und führten eine Ehe voller Respekt und Gleichberechtigung, was bei einigen ihrer Freundinnen zu dem Zeitpunkt noch nicht so war.

Gott war ihr Anker in schwierigen Zeiten. Ihr Mann unterstützte sie, während sie als eine der ersten Frauen in ihrem Umfeld arbeiten ging. Oft hatte sie in ihrem Beruf mit Diskriminierung zu kämpfen, doch sie hat mit vielen anderen Frauen den Grundstein für die heutige Gleichberechtigung gelegt und ist stolz darauf.

Doch heute?

Heute sieht sie nur noch eine Welt, die sich von ihren Werten entfernt.

Gewalt, wohin das Auge blickt. Keiner hat mehr Respekt vor der Arbeit, die ihre Generation leisten musste.

Sie wollte nie jemand sein, der sagt „Früher war alles besser!“, denn über diese Leute hatte sie immer die Augen verdreht, doch mittlerweile...

Auf der Wiese ihr gegenüber entdeckt sie eine Gruppe junger Erwachsener. Die Mädchen mit bauchfreien Tops, tätowierten Armen und die Jungs mit in den Kniekehlen hängenden, zerrissenen Jeans. Alle mehr am Handy als im echten Leben.

„Diese Generation hat keinen Respekt mehr, vertritt keine Werte und kümmert sich nur um sich selbst“, denkt sie.

Was Frau Aydin nicht weiß ...

... Lara ist eine dieser jungen Frauen.

Ihre Tattoos erzählen ihre Geschichte, jede Narbe, jeder Schmerz, jedes Gebet. Sie trägt sie mit Stolz.

Nach stundenlangem Lernen genießt sie einen Moment im Park, bevor sie ihrem Ehrenamt in der Kirche nachgeht. Dort kümmert sie sich um Senioren, verbringt Zeit mit ihnen, hört ihre Geschichten, feiert mit ihnen Gottesdienste.

Sie liebt den Glauben, auch wenn ihre eigenen Eltern sie verstoßen haben.

„Gott liebt mich, so wie ich bin“, hat sie irgendwann erkannt. Sie hat lange gebraucht, um sich selbst zu akzeptieren, um sich nicht mehr von den Vorurteilen anderer definieren zu lassen. Aber kann sie auch aufhören, selbst zu urteilen?

Vier Menschen, vier Leben, vier Geschichten – verbunden durch den Glauben, jedoch getrennt durch Mauern, die sie selbst errichten.

Und doch glauben sie alle an denselben Gott. Sie alle haben aus ihrem Glauben Kraft geschöpft, Trost gefunden, Hoffnung bewahrt, die Herausforderungen, die das Leben jedem von ihnen in den Weg gestellt hat, überwunden.

Aber solange sie sich nur auf ihre Unterschiede konzentrieren, werden sie nie die Stärke erkennen, die in der Gemeinschaft liegt.

Nicht nur der Glaube vermag diese Hürde zu überwinden, sondern jede Gemeinsamkeit, die man entdecken kann, solange man nur darüber spricht.

Was diesen vier Menschen heute passiert ist, geschieht täglich, minütlich, sekündlich, mehrere tausendmal auf der ganzen Welt.

Wissenschaftler sind sich einig, dass wir innerhalb von sieben Sekunden ein Urteil über unser Gegenüber gefällt haben.

Ich bin also immer da, schneller als die Wahrheit. Die größte Mauer der Menschheit?

Es ist nicht die Chinesische Mauer. Ich bin es, das Vorurteil.

Und es wird erst fallen, wenn wir beginnen, miteinander zu sprechen.

Doch wenn es Gott wirklich gibt, warum hat er dann das Vorurteil geschaffen? Warum hilft er uns nicht unseren Stolz und Überheblichkeit zu überwinden, sodass wir endlich die Freiheit der gegenseitigen Akzeptanz ausleben können?